

Medienpreis real21, 30. Oktober 2019 Laudation Förderpreis von Christina Stucky

Die nominierten Beiträge: Meret Michel, "In Sippenhaft", Surprise; Michael Schilliger, "Wem gehört Südafrika?", NZZ; Isabel Stettin, "Die Weisheit der alten Frauen", NZZ

Liebe Meret Michel, lieber Michael Schilliger und liebe Isabel Stettin, geschätzte Kolleginnen und Kollegen, liebe Anwesende

Irak, Südafrika und Simbabwe sind die Schauplätze der drei für den Förderpreis nominierten Reportagen.

Meret Michels Bericht "In Sippenhaft", der in Surprise erschienen ist, erzählt die Geschichte von Khaled al-Hamdani, dem Rückkehrer, dem Aussenseiter. Als Einziger in seiner Familie unterstützte er nicht den Islamischen Staat – auch Daesch genannt. Seine vier Brüder schlossen sich dem IS an. Khaled al-Hamdani floh während des Krieges aus Mossul und kehrte erst zurück, nachdem die Stadt befreit war. Er verschweigt zunächst, was mit seinen Brüdern und den Eltern geschehen ist. Doch wissen alle in der Stadt, dass er aus einer "Daesch-Familie" kommt – und meiden ihn.

Meret Michel, die letztes Jahr den real21 Förderpreis gewonnen hat, beleuchtet mit der Geschichte dieses Mannes einen Aspekt von Krieg und Konflikt, über den selten berichtet wird. Denn meist geht es in der Kriegsberichterstattung um Sieg oder Niederlage, um Gewinner und Verlierer.

Khaled al-Hamdani ist weder das eine noch das andere. Er ist Rückkehrer und Überlebender, ein Mann, der Yoga und Meditation praktiziert, weil sie ihm Halt geben. Meret Michel schreibt: "Er glaubt nicht nur an Gott, sondern auch an die heilende Kraft von Energien im Universum – was Daesch schon reichen würde, um ihn als Ungläubigen zu verfolgen".

Wegen seiner Familienbande wird er nach seiner Rückkehr zum verdächtigen Aussenseiter in einer Gesellschaft, die zwischen "Hass auf die Verbrechen von Daesch und der Angst, selber mit den Tätern in Verbindung gebracht zu werden" schwankt, schreibt Meret Michel. Sie hat Khaled al-Hamdani 2018 mehrmals getroffen, und beschreibt eindrücklich und bewegend die Geschichte dieses Mannes und seine Furcht, für die Verbrechen seiner Brüder zur Rechenschaft gezogen zu werden. "Ich lebe zwar mitten in der Gesellschaft, aber ich fühle mich wie in Einzelhaft," sagt er.

In der in der NZZ erschienenen Reportage "Wem gehört Südafrika?" geht es auch um Menschen, die 25 Jahre nach Ende der Apartheid, mitten in und doch am Rande der Gesellschaft leben – geografisch und metaphorisch.

Michael Schilliger geht der Frage nach: "Wem gehört das Land?" Er findet aber keine klaren Antworten darauf. Und das ist gut so. Denn klare Antworten gibt es beim vielschichtigen und geschichtsträchtigen Thema Landrecht keine. Die Stärke von Michael Schilligers Reportage liegt in seinem emphatischen und vorurteilsfreien Blick auf die Menschen, mit denen er versucht, den Ansatz einer Antwort auf seine Frage zu finden.

Da ist der Supermarkt-Angestellte Abel, der zusammen mit anderen Township-Bewohnerinnen und Bewohnern ein brachliegendes Grundstück besetzt. Dort will er sich seinen Traum von einer eigenen Hütte erfüllen, damit er aus dem Haus seiner Mutter ausziehen kann.

Da ist Rob Tooley und die Farm, die einst seinem Vater gehörte. Tooley, dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert aus Europa nach Südafrika kamen, sagt: "Wir haben das Recht auf das Land mit unserer Geschichte verwirkt. Es ist moralisch richtig, das Land aufzugeben. Mein Sohn sieht das zwar anders. Er sagt: <Die Apartheid, das ist euer Scheissproblem. > Aber mein Sohn hat unrecht."

Da ist auch Mike Makgoba, der das Land seiner Vorfahren von weissen Farmern zurückfordert, die es erfolgreich bewirtschaften. Ob sein Clan das Land ebenso erfolgreich bewirtschaften würde, sei egal, sagt er. «Hier geht es um Geschichte. Und die ist nicht gerecht,» zitiert Michael Schilliger Mike Makgoba. Für die Haltung von jungen Weissen wie Tooleys Sohn hat Makgoba Verständnis. Er sagt: «Ich gebe euch keine Schuld, aber leider müssen wir euch trotzdem das Land nehmen. So ist der Lauf der Geschichte. Manchmal schmerzt Geschichte, ohne dass man etwas dafür kann.»

Um Schmerz geht es auch in der Geschichte von Isabel Stettin, die in der NZZ veröffentlicht wurde. Genauer gesagt um "Kufungisisa". Das Wort bedeutet wörtlich "wenn du zu viel denkst". Im südlichen Afrika bedeutet es "Depression". In Simbabwe gibt es genug Gründe dafür. 80% der Bevölkerung sind arbeitslos. Misswirtschaft und politische Konflikte haben das Land in die Armut getrieben. 1.3 Millionen Menschen leben mit HIV. Doch gibt es, wie Isabel Stettin zeigt, kaum ausgebildete psychiatrische Fachkräfte. Auf 15 Millionen Einwohner kommen 12 praktizierende Psychiaterinnen und Psychiater.

Einer davon ist Dixon Chibanda, der in Harare vermögende Patienten behandelt. «Zu mir kommen Menschen, die Depressionen haben, weil ihr Haustier gestorben ist,» sagt er. Doch er weiss, die Simbawer sind ein traumatisiertes – und ein armes – Volk. Als eine Patientin, die sich das Geld für die Busfahrt in seine Praxis nicht leisten konnte, sich umbringt, entscheidet er, "dass wir denen helfen müssen, die es sich nicht leisten können."

Die Stunde der Grossmütter war gekommen. Gogo, wie sie liebevoll im südlichen Afrika genannt werden, sind Rückgrat, Herz und Verstand vieler simbabwischer Familien, schreibt Isabel Stettin. Für den Psychiater Chibanda sind sie "die Hüterinnen von Weisheit und Erfahrung... die besten Zuhörerinnen, Geschichtenerzählerinnen und Trösterinnen."

Isabel Stettins erzählt, wie Chibanda vor 12 Jahren anfing, Grossmütter als Lientherapeutinnen auszubilden und eine Art Heilbringende Armee aufgebaut hat, die auf Empathie und Geduld setzt statt auf Gebete. Heute sind es mehr als 300 Frauen, die sich auf Parkbänken Geschichten von Armut, Einsamkeit, Missbrauch, Gewalt und das Leben mit einer HIV-Diagnose anhören. Die Grossmütter helfen ihren Patientinnen und Patienten, "Wege zu finden, selber mit ihren Sorgen umzugehen,» schreibt Isabel Stettin. «Nur eines mussten wir uns abgewöhnen,» zitiert sie eine Gogo. «Zu viele Ratschläge zu geben. Tu dies, mach das.» Das bringt meistens nichts."

Den Patientinnen und Patienten bringt das offene Ohr der Grossmütter aber definitiv etwas. Sie leiden dank dieser Gespräche deutlich weniger an Angstzuständen, Selbstmordgedanken und "Kufungisisa". Auch den Grossmüttern bringt ihre Rolle als Seelsorgerinnen viel. Sie fühlen sich gebraucht und sie sind stolz, dass sie so vielen Menschen helfen.

Stolz sein dürfen auch die drei für den Förderpreis Nominierten. Aus den 36 eingereichten Beiträgen waren 15 für den Förderpreis qualifiziert. Ein halbes Dutzend kam in die engere Auswahl. Es ist eine Freude, aus so vielen guten Reportagen auswählen zu müssen.

Die drei nominierten Reportagen sind fundiert recherchiert, ausgewogen erzählt und so gutgeschrieben, dass nie der Gedanke aufkommt, Stellen zu überspringen oder gar mit Lesen aufzuhören. Die Themen mit denen sich die Reportagen befassen, mögen auf den ersten Blick den Anschein erwecken, dass sie nur lokal von Bedeutung sind. Aber was nach einem Krieg mit Rückkehrern geschieht, die Landrechtfrage und die psychische Gesundheit von armen Menschen sind von globaler Relevanz.

Die Jury musste sich aber schliesslich entscheiden: Der real21 Förderpreis geht an Michael Schilliger für seine NZZ-Reportage "Wem gehört Südafrika?". Im Namen der Jury gratuliere ich herzlich auch Meret Michel und Isabel Stettin für ihre hervorragenden Artikel.